

Sabine Bode (2011): Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter, Stuttgart

Inhalt: „Die 50er Jahre: Zeit des Wirtschaftswunders und des Neuanfangs. Man schaute nach vorn. Die Nachkriegskinder wurden aber in Familien hineingeboren, auf denen Kriegserlebnisse und Erfahrungen von Gefangenschaft, Vertreibung und Schuld lasteten. Wie hat sich all das auf die eigenen Lebensmuster ausgewirkt?

Nachkriegskinder sind in etwa die Jahrgänge bis 1960 – in West und Ost. Ihre Eltern waren keine Kriegskinder, sondern haben als Erwachsene den Krieg mitgemacht, die Väter meist als aktive Kriegsteilnehmer. Heute fangen deren Kinder an, sich mit ihrer Jugend zu beschäftigen.

Sie wollen wissen, wie sie das Aufwachsen in der Nachkriegsgesellschaft geprägt hat, und stellen Fragen nach dem Vater. Das Buch hilft den Angehörigen dieser Generation, die Ungeheimheiten im eigenen Lebenslauf zu verstehen und für sich neue Ressourcen zu entdecken. Sabine Bode geht in ihrem neuen Buch den Fragen nach, die viele Nachkriegskinder umtreiben:

- *Wer war mein Vater eigentlich – und solange ich das nicht weiß: Wer bin ich?*
- *Was steckte hinter dem Schweigen meines Vaters?*
- *War er Täter oder Opfer oder beides?*
- *In welchem Umfang hat er von der NS-Zeit profitiert?*
- *Wie hat Vaters Krieg unser Familienleben geprägt?*
- *Was habe ich von ihm »geerbt«?*
- *Wie hätte ich mich als Frau/als Mann ohne einen Kriegsvater entwickelt?“*

Quelle: <https://www.klett-cotta.de/buch/Gesellschaft/Nachkriegskinder/15912> [06.05.2018]

Thesen:

„Es ist mir am Anfang meiner Arbeit über die Spätfolgen des Krieges gelegentlich geraten worden, alle beeinträchtigten Altersgruppen zusammenzufassen, doch der Fokus Kriegskinder war mir wichtig, seit ich die Besonderheit in diesen Jahrgängen entdeckte: Hier handelt es sich um eine große Gruppe von Menschen, die in ihrer Kindheit verheerende Erfahrungen gemacht hatten, aber in ihrer Mehrzahl über Jahrzehnte eben nicht auf die Idee kamen, etwas besonders Schlimmes erlebt zu haben. Sie sagten übereinstimmend: ‚Das war für uns normal‘, und es blieb für sie normal, das jedenfalls sagte ihnen ihr Gefühl. Ihnen fehlte der emotionale Zugang zu ihren Erlebnissen und damit der Zugang zu ihren wichtigsten Prägungen.“ (22)

„Ich sagte ihr, ein so perfektes Exemplar sei mir noch nie über den Weg gelaufen. Und dann fragte ich sie, wie das denn funktionieren sollte: Alle Frauen und Männer ihrer Generation seien mehr oder weniger in Rollenklischees gebadet worden. In jedem Mann, der Karl May oder Jerry Cotton – wo Frauen bekanntlich nie eine Rolle spielten – verschlungen habe, stecke ein Macho-Reflex, der noch heute gelegentlich aufblitze...“ (76)

„Seit ich Anfang der 70er Jahre in New York die Frauenbewegung kennen lernte, die nur kurze Zeit später auch in Westdeutschland erwachte, machte ich mir Gedanken über die nationalen Unterschiede. Warum waren Feministinnen in den USA eher pragmatisch und in der Bundesrepublik eher rigide? Warum agierten die Amerikanerinnen mit viel Spaß und Provokation, zum Beispiel, indem sie sich öffentlich über prominente Macho-Männer lustig machten, während deutsche Frauen schnell ins Ideologische abglitten und sich auf verbissene Debatten einließen? Und warum ging den westdeutschen Feministinnen der Ruf ‚Männer raus!‘ so leicht über die Lippen, als hätten sie ihn schon Jahrzehnte lang heimlich geübt? Der Grund lag wohl vor allem in den schlechten Erfahrungen mit den deutschen Kriegsvätern, die noch nicht in der Zivilgesellschaft angekommen waren, Männer, die im Kommandoton sprachen und die sich, in Ermangelung militärischer Untergebener, von Ehefrauen und Töchtern bedienen ließen. Darin sehe ich inzwischen auch den misslungenen Versuch, den verlorenen Selbstwert als Folge eines verlorenen Krieges zu kompensieren. Man darf nicht alles dem traditionellen Rollenklischee in die Schuhe schieben.“ (79f)

„In den Schilderungen von Herbert W. werden viele Deutsche ihre eigenen Soldatenväter wiedererkennen: Männer, die sich durchweg als Opfer sahen, und bei denen in der Erinnerung häufig die Gefangenschaft und nicht das Kriegsgeschehen im Vordergrund stand.“ (113)

„Manfred Holdt hat die gleichen Fragen wie so viele Männer seines Alters: Wer war mein Vater? Wo war er, wenn er geistig abwesend war – wo war er, während er sich mit seiner Familie in einem Raum aufhielt? An was dachte er? Mit welchen Gedanken ist er aufgewacht, mit welchen Bildern ist er eingeschlafen?“ (122)

„Welche Funktion haben falsche Schuldgefühle? Welcher Gewinn mag darin liegen, sich zwanghaft mit dem Nationalsozialismus zu beschäftigen und zu glauben, ständig etwas gut machen zu müssen? (...) Falsche Schuldgefühle tauchen ja in vielfältigen Zusammenhängen auf, und ich glaube, die meisten Menschen wollen sie nicht wirklich loswerden, weil sie ahnen, es könnten darunter weit unerträglichere Gefühle auf sie lauern: Ich bin ausgeliefert, ich bin völlig allein auf der Welt.“ (137)

„In der Generation der Nachkriegskinder ist während dieser Zeitspanne die Fixierung auf die deutsche Schuld deutlich schwächer geworden, ohne dass die befürchtete Relativierung der deutschen Schuld an ihre Stelle getreten wäre. Das Umdenken kam nicht über Nacht, sondern langsam, unauffällig und ist auf viele Einflüsse zurückzuführen: die nachdenklicheren Töne in den Medien, offene Gespräche im Ausland, der kreative Austausch im eigenen Land, wenn Ostdeutsche und Westdeutsche ohne Vorurteile aufeinandertreffen, die unbefangenen Fragen der Kinder und die Erfahrungen der eigenen Lebensspanne.“ (140)

„Manche Soldatenväter waren lieblos, hart, ausschließlich auf sich selbst bezogen und niemals nur eine Sekunde entspannt. Auch wenn es im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Therapeutenmeinung

steht: Über manche Väter lässt sich einfach nichts Gutes sagen. Einen solchen Vater muss man nicht lieben. Ein solcher Vater wird oft gehasst. Darüber hinaus gibt es die Töchter und Söhne, die gar nicht anders können, als ihren Vater zu lieben. Sie sagen: Er hat bestimmt auch seine guten Seiten, ich kann sie nur nicht erkennen, auch er wird sein Päckchen zu tragen gehabt haben. Wer weiß, was ihn zu der Person machte, die er uns gezeigt hat. Daher: Was immer er mir angetan hat – Schwamm drüber, das Leben wird vorwärts gelebt... So funktioniert Verdrängung, und ohne die Fähigkeit zu verdrängen würden Menschen ihr Leben nicht meistern können. Aber Verdrängung funktioniert nicht zu jeder Zeit; mit zunehmendem Alter wird es schwieriger, sie aufrechtzuerhalten, ohne dass die seelische Gesundheit Schaden nimmt. So kann es geschehen, dass sich die Selbstberuhigung als fauler Friede erweist, der im Unterbewusstsein so lange gärt, bis die Seele erkrankt, an einer Depression zum Beispiel.“ (171)

„Jedem war klar, die Juden kommen weg! Jeder in Deutschland konnte wissen: Sie kommen in den Osten. Jeder wusste, sie erwartet dort ein schlimmes Schicksal. Aber kommen wir noch einmal auf den Wehrmichtsangehörigen zurück: Entscheidend ist, dass er höchstwahrscheinlich damals von der Massenvernichtung gewusst hat. So ähnlich, wie wir heute wissen, dass es einen Klimawandel gibt.“ (181)

„Wie Gabi mir ihren Vater beschrieb, stammten seine Erziehungsmethoden nicht aus der Nazizeit, sondern aus der Kaiserzeit. Sie erinnerten sehr an die Kinderdressur in dem Kinofilm „Das Weiße Band“ von 2009, der in der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg spielt. Was heute kaum mehr im Bewusstsein ist: In den fünfziger Jahren galt für große Teile der deutschen Bevölkerung die Kaiserzeit als die ‚gute alte Zeit‘. Auf sie konnte unbedenklich zurückgegriffen werden. Sie war noch unbelastet von zwei Weltkriegen, von NS-Herrschaft und Massenverbrechen. Der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer, geboren 1876, galt vor allem deshalb als vertrauenswürdig, weil er der Epoche des letzten deutschen Kaisers entstammte. Die erfolgreichsten Kinofilme der fünfziger Jahre handelten von Kaiserin Sissi. Kein Zufall. In Zeiten großer gesellschaftlicher Umbrüche ist es üblich und notwendig, dass ein Kollektiv sich eine ‚gute alte Zeit‘ aussucht. Ob die Einschätzung der historischen Realität entspricht oder nicht, spielt keine Rolle. Menschen, die zutiefst verunsichert sind, brauchen Orientierung. An irgendetwas müssen sie sich festhalten, wenn sie bei Null wieder anfangen. Die Hinwendung zur ‚guten alten Zeit‘ schafft ein gemeinschaftliches Lebensgefühl, das ein Nachdenken über eine ungute oder unheilvolle Vergangenheit blockiert.“ (249)

„Was in den biografischen Geschichten nicht zu übersehen ist: Kaum einer der Kriegsteilnehmer war seinen Kindern ein Vorbild. Der Befund entspricht dem Credo der 68er: ‚Bloß nicht werden wie meine Eltern.‘ Neu sind solche Einsichten nicht, doch glaube ich, wir können es uns als Gesellschaft nicht leisten, mit einem ‚Ja, ja – so war das eben‘ darüber hinwegzugehen. Jürgen Müller-Hohagen wies darauf hin: ‚Es ist die wichtigste Aufgabe von Vätern, Orientierung zu geben, Orientierung über die Welt.‘ Wie viele Kriegsteilnehmer konnten ihren Kindern die notwendigen Grundlagen vermitteln,

damit diese später im Leben ihren Platz finden und dann auch ihrerseits Orientierung geben können?
Und weiter: Was fehlt Menschen, wenn sie diese Orientierung nicht bekommen hatten? Können sie
zum Beispiel andere Menschen führen?“ (289)

Köln, im Mai 2018

Harald Klein